

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

18. Sonnabend, am 3. März 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Die Dornenkrone. Roman von Michel Masson.
Aus dem Französischen von L. Kruse. 3 Bände.
Leipzig, 1837, bei Kollmann.

Wir erhalten in diesem Romane eine neue Gabe des bekannten und beliebten Dichters, die seinen Ruhm und seine Freunde vermehren wird. Wie in frühern Productionen so finden wir auch hier eine gründliche Kenntniß des menschlichen Herzens und die schärfste Auffassung und Herstellung charakteristischer Eigenthümlichkeiten und tiefstiegender Seelenzustände; ohne die narkotischen Reizmittel und plumpe Statisten-Wirthschaft der modernen Romane in Anwendung zu bringen, weiß der Verfasser seine Leser zu unterhalten und zu fesseln; die einfachsten Situationen sind bei ihm anziehend und schön weil sie wahr und natürlich sind und einen Anklang finden im Herzen des Lesers. Das bürgerliche Stillleben besonders ist die Sphäre in der der Verfasser mit Liebe und Geschick wirkt und es zeugt von klarer Selbsterkenntniß, daß er seine Bilder vorzugsweise auf diesem Grunde erbaut. So auch im vorstehenden Romane; das Leben des englischen Dichters Richardt Lavage bildet den Inhalt und dieses Leben ist so vielbewegt, so reich an mannigfachen trüben und frohen Ereignissen, daß man den Stoff für einen der besten halten muß, wenn er auch oft da gewesen und vielfach behandelt worden ist. Richard Lavage ist ein unehlicher Sohn der Gräfin Macclesfield, die seine Geburt verheimlicht, ihr Kind verstößt und es im Dunkel stiller Bürgerlichkeit dürstig erziehen läßt. Aber Lavage entdeckt das Geheimniß seiner Abkunft und fühlt es, daß der ungestüme Drang seines genialen Geistes leichter befriedigt werden könne, wenn in der bürgerlichen Gesellschaft ein höherer Rang ihm verliehen sey. Er bringt mit Gewalt auf seine Anerkennung, die die unnatürliche Mutter verweigert; er greift öffentlich ihre Ehre an und sie dagegen verschmäht kein Mittel, den gefährlichen Mahner zu verderben. So wird sein Leben denn eine Dornenkrone und es verwirklicht sich die Deutung, die in der Uebersendung einer Dornenkrone lag, welche die verachtungswerthe Mutter dem armen Sohne schenkte. Richard's Leben wird ein ewiger Kampf; sein Genie ringt mit der drückendsten Armuth, sein Stolz mit tiefer Erniedrigung, Unmuth und Verzweiflung

führen ihn die Bahn des Lasters; ein unfreiwilliger Mord ruht bald auf seiner Seele und giebt ihn der Verfolgung des Gesetzes Preis. Aber die Ruhmsucht ist mächtiger als der Wunsch nach Sicherheit; aus seinem Verstecke eilt er noch London, wo ein Trauerspiel von ihm aufgeführt werden sollte; er besucht das Theater, schlürft mit Wollust den gespendeten Beifall ein, donnert, als das Publikum den Dichter sehen will, von der Bühne herab gegen seine anwesende Mutter, wird erkannt und aus dem Theater in's Gefängniß abgeführt. — Des Dichters Halbbruder, der Schneider Laviour, der einzige Mensch auf der Erde, der Antheil an dem Gefangenen nimmt, befreit ihn aus dem Gefängnisse und verschafft ihm ein Asyl auf dem Lande; aber Richards unbändiger Geist erträgt die Zurückgezogenheit nicht, er eilt zurück nach London, arbeitet und erndtet neue Vorbeeren, aber geräth auch wieder in seine vorige Lebensweise und durch diese in's Schuldgefängniß, wo das Ende seines Leidens und seines Lebens ihn ereilt. Glend, unbefriedigt, zerfallen mit sich selbst, vergessen und verachtet stirbt der Dichter im Kerker, indessen sein schneiderlicher Halbbruder froh und glücklich seine Tage verlebt, — Dieser reiche und interessante Stoff mußte bei Massons Behandlung ein gutes Werk werden und es ist wirklich einer der besten Romane geworden, die die neue Zeit hervorgebracht hat, und zu bedauern ist nur, daß der Verfasser mit dem englischen Stoffe sich auch eine englische Breite und Weitzläufigkeit angeeignet hat, die sonst nicht in seinen Schriften zu finden ist. — Der Schneider Laviour mit seiner Familie bildet hier die Grundlage des Romanes und diese bürgerlichen Zustände sind wieder vortrefflich behandelt; aber auch die übrigen Charaktere sind gelungen: der geniale, seelenzerriffene und überspannte Dichter Richard ist ein tiefdurchdachtes und erschütternd gezeichnetes Menschenbild und auch Jane, die Gräfin, Richard's Mutter, Graf Rivers, der spätere Gemahl derselben, sind würdig und der Stellung, die sie im Romane einnehmen, angemessen gehalten. Ob die Sprache des Originals so schwerfällig und mitunter sogar plump ist, wie die der Uebersetzung, läßt sich natürlich nicht ermitteln, wenn das erstere nicht vorliegt, aber es läßt sich kaum annehmen, da die frühern Schriften Masson's auch in

sprachlicher Beziehung sehr lobenswerth sind. Die äußere Ausstattung befriedigt.

Robert Blum.

Die Rose von Dekama ein historischer Roman von J. van Lennep. Aus dem Holländischen übersezt. Aachen und Leipzig, bei J. A. Mayer. 1837. 3 Bände.

Der Styl in Lenneps Romane erinnert an die Engländer. Dieselbe Ruhe bei der Entwicklung des Stoffs, dasselbe breite, behagliche Wesen beim Erzählen, selbst die Form und Eintheilung des Ganzen hat Etwas von W. Scott. Das Thema des Romans ist der Ausbruch des Kriegs zwischen dem Grafen Willem von Holland und den widerspenstigen Friesen. Wir sehen die friesischen Gesandten beim Feste in Harlem, dann die Spaltung zwischen ihnen und ihrem Lehnsherren Willem, veranlaßt und erneuert durch die Heftigkeit des Junker Seerp Adelen auf der einen, und durch den Stolz des Grafen auf der andern Seite. Utrecht wird belagert und als es Willem genommen hat, schiffet er sich gegen Friesland ein, um dort umzukommen. An diese historischen Momente hat der Verfasser leicht und glücklich das Geschick seiner Helden und seiner Heldin geknüpft. Am meisten ist die Charakterzeichnung von Seerp Adelen gelungen, ferner die des Mönches Syard, des Bischofs Jan von Arkel, des Herrn von Nylva, des Daamken, des Pagen und des holden Mädchens Madzy von Dekama, von der der Roman den Namen trägt. Der Charakter des Reinout hingegen ist völlig verfehlt und widerspricht sich selbst. Auch ist der Schluß — nicht des Romans sondern des Buches — sehr matt. Denn der Roman endet mit dem Augenblicke wo Bianca zurückkehrt und Deodaat von Nylva anerkannt wird. Der Herr Verfasser aber bringt nun noch eine Scene, die etwa zwanzig Jahre später spielt, und sehr müßig nachschleppt. Auf diese Weise entzieht der Autor geflissentlich seiner Erzählung einen bedeutenden Theil ihres Effekts.

Die Uebersetzung ist fleißig und geschickt gearbeitet. Das Buch wird jeden Leser interessiren.

R. Heller.

Reise in Savoyen und Piemont. Von J. D. Hoffmann. Blankenhain, Anholt. 1837. 162 S. kl. 8. br.

Wenn heut zu Tage Jemand eine Reise thut, so will er sie auch gleich der ganzen Welt erzählen; und so hat denn auch der Verfasser vorstehender Reiseskizzen — denn

mehr als solche giebt er nicht — nicht Anstand genommen, das Publikum mit der Beschreibung seines Ausflugs in die auf dem Titel angegebenen Länder zu beschenken. Herr Hoffmann, der von Champel aus mit einer Gesellschaft von circa 30 Personen die Reise antrat, macht uns mit den Gegenden, durch die er gekommen ist, ziemlich vertraut, weniger mit den Menschen. Weiß er auch nicht viel Neues mitzutheilen, sind seine Reisebemerkungen nicht eben überraschend zu nennen, so hat er doch einen für die Schönheit der Natur sehr empfänglichen Sinn mit auf den Weg genommen, dessen Einfluß sich überall bei ihm bemerklich macht. Manches ganz Unbedeutende und Gleichgiltige läuft allerdings in seiner kurzen Erzählung mit unter; wird's ihm z. B. auch Niemand in Abrede stellen, daß „bei aller Augenweide auch der Magen des Wanderers herrisch und ungestüm sein Recht verlangt, und es fast unmöglich ist, daß in einer Reiseerinnerung nicht auch des Essens und Trinkens gedacht würde (S. 17)“; so hätte man ihm doch die etwas gar zu oft wiederkehrende Erwähnung seines „hungrigen Magens,“ seines „gesunden Appetits“ (wozu ihm freilich zu gratuliren war), gern mehr Mal erlassen. S. 22 berichtet er: „die Damen — müssen, um ungenirt reisen zu können, mit Höschen versehen sein, und sind es auch, so gut als unsereins.“ Daß er „lieber weißen als rothen Wein trinke; in Santhia Birnen gegessen und rothen Wein darauf getrunken habe,“ und wie ihm das gewaltig schlecht bekommen sey u. dergl., erfahren wir auch. Sonst erzählt Herr Hoffmann natürlich und leicht; sein Styl ist jedoch des Destern auffallend nachlässig. So spricht er unter anderm (S. 30) von der „heißen Sonnengluth der Sonne“!! Welche unerhörte Tautologien in vier Worten! S. 43 heißt es: „endlich nahm ich's an, doch auch mal zu versuchen, wie sich's auf einem solchen Thiere (NB. einem Maulesel) reiten lasse.“ Welch' ungenaue Construction! S. 92 ist der Satz zu lesen: „Und als wir wieder in das Thor — traten, wir warfen unsere Bürde — hin, wir waren müde von der Reise.“

Das hübsch gedruckt Büchlein zerfällt in 3 Theile; 1) Reisetagebuch. Im Juli 1836; 2) Poesie des Wanderers; 3) Bemerkungen auf der Reise. Die Poesien sind im Ganzen gefällig, und jedenfalls besser als die eigentliche Reisebeschreibung; manche Bemerkungen und Gedanken gar nicht übel. S.

Die Kunst, ein vorzügliches Gedächtniß zu erlangen. Nicht Marktschreierei, sondern auf

Wahrheit, Erfahrung und Vernunft begründet! Zum Besten aller Stände und aller Lebensalter herausgegeben vom Dr. Ewald Hartenbach. Quedlinburg und Leipzig. 1837.

Fällt diese kleine Schrift auch keine bedeutende Lücke in unsrer Literatur aus, so verdient sie doch wegen des wichtigen Gegenstandes, den sie behandelt, nicht ganz unbeachtet zu bleiben. Der Verfasser theilt seine Kunst in 111 Paragraphen mit, giebt zuerst eine Definition vom Gedächtniß, führt die verschiedenen Eintheilungen desselben und die Haupteigenschaften an, die zu einem guten Gedächtniß gehören, kommt dann auf das, was ihm vorzüglich schädlich ist, geht hierauf zu den Regeln über, die man zu dem angegebenen Zwecke zu beobachten hat, wobei er auch von alten Rezepten handelt, durch die man auf medicinischem Wege ein starkes Gedächtniß zu erlangen glaubte, und fügt zuletzt noch die Grundregeln der Mnemonik bei. Die angegebenen Regeln sind weiter nichts, als die gewöhnlichen Vorschriften, die man in jeder Diätetik findet, und die ganze Kunst besteht in einer ordentlichen, naturgemäßen, von allen Ausschweifungen und Leidenschaften ungetrübten Lebensweise. Das Buch enthält demnach nichts Neues, das Bekannte ist aber wohl gewählt, zu einer klaren Uebersicht geordnet und durch viele Beispiele erläutert, so daß es allen Eltern, die für die Verstandescultur ihrer Kinder, wobei das Gedächtniß eine sehr wichtige Stelle einnimmt, Sorge tragen, mit Recht empfohlen werden kann. Eine Bemerkung war dem Referenten in einer populären Schrift, wie diese sehr auffallend, und der Verfasser hätte gewiß besser gethan, dieselbe wegzulassen. Sie findet sich in einer Note unter §. 56 S. 58 und lautet also: „höchst lächerlich kommt es mir vor, wenn Manche aufstellen wollen, der Mensch sey kein Thier, sondern stehe einzig in der Schöpfung da. Dann wird man also zu den bisherigen drei Reichen in der Naturgeschichte noch ein viertes zu fügen haben, das Menschenreich! Es giebt organische und unorganische Körper. Letztere bilden das Mineralreich, erstere zerfallen wieder in zwei Reiche, je nachdem sie ihren Ort willkürlich verändern können, oder nicht. Die an den Ort ihrer Entstehung gebundenen organischen Körper bilden das Pflanzenreich, die andern das Thierreich. Folglich gehört der Mensch, als organisches und seinen Platz nach Belieben veränderndes Wesen, zu den Thieren..... Nur die Hände und die Vorzüge einer vollkommenen Sprache stellen ihn über die andern Thiere. Ohne diese beiden Vorzüge wäre selbst sein Verstand vielleicht geringer, als der manches

andern Thieres.“ Wer nur ein wenig Logik studirt hat, wird sogleich das Grundlose und Nichtsagende dieser ganzen Argumentation bemerken. Bringt man den Schluß des Verfassers ad formam, so lautet er also: alle organische und ihren Platz nach Belieben verändernde Wesen sind Thiere, der Mensch ist ein solches Wesen, folglich ist er ein Thier. Hier ist der Obersatz der Quantität nach offenbar falsch, denn nicht alle, sondern nur einige solche Wesen sind Thiere. Der Irrthum liegt allein in der Sprache. Die Naturgeschichte nimmt nämlich das Wort Thier in der weiteren Bedeutung statt „organisches und seinen Ort willkürlich veränderndes Wesen“, weil es in der Sprache an einem besondern Worte für diesen Begriff fehlt. Das Wort Thier hat aber in der Regel und dem allgemeinen Sprachgebrauch nach, eine engere Bedeutung, indem der Begriff „Thier“ einen größern Inhalt, aber eine engere Sphäre einnimmt, so daß der Begriff „Mensch“ nicht darunter subsumirt werden kann. Das Thier ist nämlich ein organisches, seinen Platz nach Belieben veränderndes, unvernünftiges, nur mit einem Instinkt begabtes Wesen. Der Mensch hat aber Vernunft und Willensfreiheit. Folglich kann man nie sagen, der Mensch ist ein Thier, denn beide Begriffe sind spezifisch verschieden, und treten in der Naturgeschichte nur unter den höhern Begriff „organische sich bewegende Wesen“ zusammen. Der Verfasser durfte also nur sagen: „der Mensch ist, wie das Thier, ein organisches, nach Belieben seinen Ort veränderndes Wesen, und hat insofern mit den Thieren Aehnlichkeit, aber nicht „der Mensch ist ein Thier.“ Denn sonst wäre folgender Schluß auch richtig: alle Bäume sind organische, an den Ort ihrer Entstehung gebundene Körper, die Blume ist ein solcher Körper, folglich ist die Blume ein Baum. Falsch ist der in Frage stehende Satz auch deswegen, weil ein anderer falscher Satz daraus gefolgert werden kann. Nämlich der: der Mensch ist ein Thier, ein Thier hat keine Vernunft, der Verfasser ist ein Mensch, also hat er keine Vernunft. Und wenn derselbe am Schlusse seiner Note in dem Menschen weiter keine Vorzüge vor den Thieren findet, als „die Hände und eine vollkommene Sprache,“ so kann man nur ausrufen: difficile est, satyram non scribere! — Noch ist eine logische Unrichtigkeit auf dem Titelballe zu bemerken; nämlich die 3 Begriffe Wahrheit, Erfahrung und Vernunft sind hier coordinirt, richtiger muß es heißen: nicht Marktschreierei, sondern auf Erfahrung und Vernunft gegründete Wahrheit! —

Moriz Meyner.

Zeitschriften = Musterung.

XI.

Ignaz Kuranda, welchem wir überhaupt und nicht ungern im

Wiener Telegraphen

oft begegnen, beginnt auch wieder den neuen Jahrgang mit kein Wunsch — ein Wunsch! Auch einige Collectiv-Artikel mit mancher feinen Bemerkung, heldunkle Ideen, Wiener Bilder u. s. w., liefert derselbe. Von Wilhelmine von Gerold bringen Nr. 1 bis 7 eine Erzählung, Liebe und Intrigue. Die Frauenhallen werden ebenfalls wieder eröffnet und wir begegnen gern Charlotte Löwe darin. Die Gallerie des Lächerlichen enthält manchen guten Stoff. Nr. 8 beginnt eine dem Ascanio de' Mori nachgezählte Novelle, Onkel und Nefte. Außerdem sind die Artikel über die Theater in Wien, Correspondenz, Conversationsstoff u. s. w., dieselben geblieben. Werthvoll ist die Beilage zu Nr. 2 Fac simile eines Impromptu von Ludw. v. Beethoven.

Wir freuen uns in der

Europa, Lieferung 2, Band 1,

wieder eine Fortsetzung der Aufsätze von E. Feldmann zu erhalten, und zwar Bilder aus Griechenland, die eben so eigenthümlich in Auffassung als Färbung sind. Der Christino, ein Ereigniß aus dem spanischen Bürgerkriege 1837 ist höchst interessant und die Beschreibung der Straßen in London, am Morgen und bei Nacht charakteristisch. Das Feuilleton bringt unter seinen schon angezeigten Rubriken vieles Ansprechende und die lithographische Darstellung des Casino-Paganini wird willkommen seyn. In der dritten und vierten Lieferung stellt H. v. C. (Chezy?) vier Charakterbilder, der Salon, das Bierhaus, das Bivouac und das Familienhaus auf, der Ausflug nach Eöln und Düsseldorf wird fortgesetzt, eine Anekdote von der Gräfin Surville, nach der Gräfin Dorsey erzählt, und der Themetunnel beschrieben. Mit besonderem Vergnügen lasen wir im Feuilleton die eben so gründliche als vorurtheilsfreie Kritik über die Aufführung des Schauspiels, Lüge und Wahrheit, zu Stuttgart. Aus Ernst Münchs noch ungedrucktem Werke, die letzten Zeiten der Hohenstaufen, erhalten wir König Enzo in Bologna zur Vergleichung mit Raupach's dramatischer Bearbeitung und eine Schilderung des Thals von Trient schließt das Heft. Ein großer reichhaltiger Steindruck stellt den Empfang der Königin Vic-

toria in der City von London dar und giebt eine recht deutliche Vorstellung davon, dagegen das Portrait des ernst-milden Casitte leider völlig unähnlich ist.

Die Abenteuer eines jungen Deutschen aus Frankfurt am Main in Nr. 13 flg. des

Morgenblattes

holen etwas weit aus, versprechen aber für die Folgen desto mehr Abwechslung. F. Försters Reise durch den Kirchenstaat schließt in Nr. 18 und Nr. 17 beginnt ein besonders für Reisende nach London instructiver Aufsatz: Englische Ehrlichkeit und englische Justiz, nicht eben zum Lobe der Insulaner. Mazerath singt Nr. 16 eine schauerliche Mähr von den steinernen Zeichen, und fast eben so schauerlich ist die Schilderung des Poletot in dem Modebericht Nr. 15. Prag und Wien liefern Correspondenz.

Friedrich von Sallet beschließt seinen Aufsatz, Kritik und Erläuterung des Götheschen Faust's in Nr. 21 des

Phönix,

beginnt aber Nr. 23 wieder eine ausführliche und gerechte Würdigung von Silvio Pellico als Dichter. Ein wichtiger und ganz der Zeit angehörender Artikel ist der unter der Ueberschrift: Repristinationen in Nr. 25. A. v. Bornstedts Erklärung in der Beilage zu dieser Nummer berichtigt Beurmann's Urtheile in seinem Buche, Paris und Brüssel, nach Gebühr.

Gedenken wir auch noch einer in diesem Kreise noch nicht aufgeführten Zeitschrift, des

Oestreichischen Morgenblattes,

von dem uns die ersten 8 Nummern seines dritten Jahrganges vorliegen. Nicolaus Desterlein redigirt es mit Umsicht und Haltung. Etwas sehr werthvolles würde sie uns gleich in Nr. 2 mittheilen, nämlich ein bisher noch ungedrucktes Gedicht Göthe's an seinem 75sten Geburtstag, wir erlauben uns aber einigen Zweifel an der Richtigkeit und wünschen diese wohl noch näher bewiesen. Vogls Bruchstück aus einer Novelle, der Freiniger, eine Maronjagd, ist in lebendiger Auffassung geschrieben. Fortgesetzt werden die Memoiren aus den Papieren eines Nachtwächters von Ed. Breier, so wie A. Schmidts Kuriosa aus dem Leben bekannter Musiker, außerdem finden wir Aufsätze von Realis, Mirani, Hochrief und Franz, sämmtlich nicht ohne Werth, so wie Gedichte von Fisinger, Schumacher, Rachelmann, Sabrés und dem Herausgeber. Th. Hell.